

„Wie lange ist ewig?“

„Ein Gespräch über Schmerz und Schmetterlinge“

18.04.2025

Susanne Niemeyer aus ihrem Buch „Wie lang ist ewig? Geschichten vom Trauern, Hoffen, Lieben“, erschienen im Herder Verlag.

Lesung, Teil 1

Als Mutter starb, wollte ich Gott sprechen. Ich konnte ihm das nicht durchgehen lassen. Warum tat er mir das an, hatte er nicht nachgedacht? Ich war 17. Mit 17 darf man seine Mutter nicht verlieren. Die braucht man doch noch!

Ich schob die Engel beiseite, die ihre Flügel spreizten und mitfühlende Mienen aufsetzten. Sie meinten es sicher gut, aber das hier war eine Sache zwischen mir und Gott. Ich musste ihn selbst sprechen, nicht seine Vertreter.

Er war im Garten. Ich stürmte den Weg entlang. Dass der Raps blühte, nahm ich nicht wahr. Die Schmetterlinge stoben zur Seite, und eine Schildkröte zog ihren Kopf ein. Ich hatte kein Auge für sie. Er stand bei den Rosen. Sie leuchteten so rot, dass es wehtat. „Wie kannst du?“, rief ich. „Wie kannst du nur?“ Er zuckte zusammen und stach seine Hand an einem Dorn. Blut tropfte zur Erde. Ich achtete nicht darauf. Ich warf mich ihm entgegen, ich wollte ihn schütteln. „Warum tust du mir das an?“, wollte ich rufen. Stattdessen brach ich in Tränen aus, denn alles war so schrecklich.

Gott richtete sich auf. Er war groß. Bestürzt sah er mich an. Er wischte die Erde von seinen Händen. Dann nahm er mich in den Arm und weinte mit mir. Gott weinte, und das erschütterte mich so sehr, denn wenn selbst Gott weint, wem galt dann mein Zorn?

„Sie war die Beste“, schluchzte ich, als wäre ich wieder ein kleines Kind. Gott nickte. Er zog mich zu der Bank, auf der wir schon oft gesessen hatten, als noch alles gut war.

„Warum lässt du das zu? Was hat sie getan?“

Gott sah mich traurig an. „Ihre Zeit war um.“

„Du bist der Herr über die Zeiten. Gib ihr noch ein Jahr!“

Doch Gott schüttelte den Kopf: „Das kann ich nicht.“

„Was soll das heißen?“, rief ich. „Bist du es nicht, der Tote auferweckt?“

„Ich bin kein Zauberer“, sagte Gott, und für einen Moment klang es, als ob er es bedauerte.

„Du bist allmächtig!“

„Die Liebe ist allmächtig.“

Ich verstand nicht, was er meinte. Wollte er sich herausreden? Gott legte mir seine Hand auf die Schulter. Sie roch nach Erde.

„Sie hat es gut“, sagte er.

„Vorher hatte sie es auch gut!“, beehrte ich auf.

„Vorher gibt es nicht mehr.“

Ich wollte nicht verstehen.

Er verstand.

„Ich will sie sehen. Nur einmal noch.“

Er schüttelte den Kopf.

Wir saßen eine Ewigkeit dort. Vielleicht waren es auch nur Stunden. Er blieb neben mir, bis ich aufstand.

„Komm wieder!“, sagte er, als wir zurückgingen durch den Raps. „Ich bin da.“

Ich nickte.

Ich wäre nicht wiedergekommen, hätte er nicht geweint.

Lesung Teil 2

Früher dachte ich, Gott weint, wenn es regnet. Das ist natürlich Quatsch. Regen ist ja gar nicht traurig. Und salzig ist er auch nicht. Tränen sind salzig. Man kann das schmecken, wenn man sie mit der Zunge auffängt.

„Warum weint Gott?“, frage ich Opa. Es kommt mir komisch vor. Große sollten nicht weinen, sonst sind sie ja nicht mehr groß.

„Weil du weinst. Gott weint mit dir, Gott lacht mit dir. So ist das.“

„Wieso?“

„Hast du vergessen? Gott wohnt doch in dir drin. Und wenn Gott so nah an deinem Herz ist, dann muss er mitfühlen. Sonst wäre er ja aus Stein.“

„Oder ein Superheld.“

Ich mag Superhelden. Weil ihnen nichts passieren kann. Ich glaube auch nicht, dass sie weinen würden. Sie würden einfach dafür sorgen, dass alles wieder heil ist. Opa findet Superhelden doof. Er sagt, erstens gibt es so etwas nicht. Und zweitens wäre ein Superheld viel eher einer, der keine Angst davor hat, traurig zu sein. Nur wer manchmal selber traurig ist, weiß, wie sich das anfühlt, und kann trösten.

Ich bin nicht gern traurig. Es tut weh. Und manchmal dauert es so lange, bis der Schmerz aufhört.

Opa nickt. „Als ich ein Junge war, ein bisschen größer als du, war ich fürchterlich wütend auf den Schmerz. Meine Mutter war gestorben und der Schmerz war alles, was zurückgeblieben war. Ich wollte ihn nicht, ich wollte, dass er verschwindet. Also habe ich ihn weggeschubst, wieder und wieder, aber er blieb. Er war hartnäckig. Eines Tages war ich so erschöpft vom vielen Kämpfen, dass ich mich unter den Kirschbaum ins Gras fallen ließ. Der Schmerz setzte sich neben mich.“

Auf einmal war er nicht mehr bedrohlich, sondern so klein und traurig wie ich selbst. Er war gar kein Monster, das mich verschlingen wollte; ich sah ein kleines zotteliges Wesen, das eigentlich bemitleidenswert war.

Der Schmerz wollte Trost, und ich konnte nicht anders, ich nahm ihn auf meine Schultern. Er legte seinen Kopf an meinen Rücken und umschlang mich. Da wurde ich ruhig und trug ihn mit mir herum, immer und überall. Wenn ich Rad fuhr, saß er hinten drauf. Er schlief neben mir ein. Am Morgen saß er am Küchentisch. Manchmal strich ich ihm über den Kopf. Er blieb lange. Ich verscheuchte ihn nie wieder. Der Schmerz wurde so selbstverständlich, dass ich ihn manchmal vergaß. Eines Tages war er verschwunden.“

Opa macht eine Pause. Ich glaube, das Erzählen strengt ihn an. Früher hat es ihn nie angestrengt. Trotzdem redet er weiter. „Du brauchst keine Angst vor dem Schmerz zu haben. Er will dir nicht wehtun. Er will getröstet werden. So wie du.“

Es gilt das gesprochene Wort.

Redaktion: Pfarrer Martin Vorländer (martin.vorlaender@gep.de)

Weitere Sendungen, Informationen, Audios und mehr finden Sie unter:
<http://rundfunk.evangelisch.de/kirche-im-radio/deutschlandfunk/am-sonntagmorgen>
Facebook: <https://www.facebook.com/deutschlandradio.evangelisch>